

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

236 (11.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderheilung und Wissen

Verjüngungskuren

Schon unsere Großeltern und Urgroßeltern waren von der Wichtigkeit bestimmter Kuren zur Förderung der Gesundheit und Jugendlichkeit überzeugt. Wer von uns erinnert sich nicht daran, wie zu bestimmten Zeiten des Jahres, vor allem im Frühling und Herbst, die Mutter, nach einem bestimmten Rezept, das sie einem altertümlichen, mit vielen handchriftlichen Zuzügen versehenen Buche entnahm, einen geheimnisvollen Tee kochte, der von den Erwachsenen mit wichtiger, respektvoller Miene, von den Kindern unter mehr oder weniger starken Tränenflüssen geschluckt wurde! Schon seine Farbe erweckte Grausen und heftige Abneigung. Sie war von einem geheimnisvollen dunklen Braun, und der Geschmack, ähnelte sehr den bitteren Rituren, die man bei Halsweh einzunehmen hatte. So sah man denn mit Jammermiene im Kreise der ebenfalls verzweifelt Geschwister und löstete das seltsam nach Honig, Pfefferminz, Kamillen, Baldrian und unbestimmten anderen Ingredienzien duftende Getränk, und die Geschwister hellten sich erst auf, wenn sich aus einer Hofentafel eine handvoll Zucker ans Licht wagte, die der ältere Bruder in prophetischer Voraussicht des Kommenden gemauert hatte und nun auf Schleichwegen unter dem Tische verteilte.

Wir haben heute nicht mehr viel für diese Hausmittel übrig. Die Zeit und Lust der beschaulichen Ruhe, mit der zu bestimmten Zeiten des Jahres alle diese Kräuter und Gewächse eigenhändig in Wald und Feld gesammelt und dabei getrocknet wurden, ist längst untergegangen im jagenden Tempo der Gegenwart. Aber der Gedanke selbst ist geblieben. Auch wir modernen Menschen haben die gleiche Sehnsucht wie unsere Voreltern: möglichst lange gesund, jugendlich und elastisch zu bleiben, und jedes Mittel dazu ist uns recht, um dieses Ziel zu erreichen, wenn es nur den Geldbeutel nicht zu stark belastet. So ist auf diese Weise auch die gute, alte, ehrwürdige — 37 Jahre — wieder zu Ehren gekommen! Die Wissenschaft hat nämlich entdeckt, daß dieses brave Gewächs nicht nur die Eigenschaft besitzt, die blanken Augen der eifrig mit Messer und Hackbeil hantierenden, kniebeschneidenden Hausfrau mit Tränen zu füllen, sondern — was viel wichtiger ist — daß es eine ganz bestimmte Strahlung ausstrahlt, die des Wachstums der Zellen bedeutend antreibt. Durch dieses „pflanzliche Radium“ besitzt die Zwiebel die Fähigkeit ganz bestimmter Heilwirkungen. Noch sind die Untersuchungen heute nicht abgeschlossen. Aber es steht bereits fest, daß der Genuß roher Zwiebel bei bestimmten Krankheiten, z. B. Tuberkulose und Arterienverkalkung, Verringerung brachte. Und ebenso wie die Zwiebel scheint heute sogar der Knoblauch sehr gesund zu sein, daß er Kraft und jugendfrische erhalte, kommt dieses einst so versemte Gewächs erneut zu Ehren. Sein Geruch allerdings ist noch nicht besser geworden, als er vor Jahrzehnten war, da man auch in Deutschland bestimmte Knoblauchtage kannte und, etwa wie in Halle am Mittwoch nach Pfingsten, eifrig tausend Knoblauch zu sich nahm, im festen Glauben, nun das ganze Jahr hindurch gesund zu bleiben. Heute hat man jedoch eine Reihe von Zwiebel- und Knoblauchpräparaten in den Handel gebracht, die den Vorzug haben, geruchlos zu sein.

Das Neueste vom Neuen aber, das die Säfte verbessern, die Verdauung befördern und die Jugend erhalten soll, ist der Kombucha-Schwamm. Die Wiener Hausfrauen haben ihn ganz besonders ins Herz geschlossen, und wenn man in Wien zu Besuch ist und mit der freundlichen Aufforderung: „Mögen Sie a Tassler Tee“ eine etwas säuerlich, aber nicht unangenehm schmeckende Flüssigkeit vorgelegt bekommt, so darf man unfehlbar damit rechnen, daß dieser säuerliche Geschmack mit dem geheimnisvollen Schwamm zusammenhängt. Was ist das nun für ein Gewächs? Am Anatomischen Institut der Deutschen Universität in Prag hat man ihn genau untersucht. Er stammt aus Japan und enthält ein bisher unbekanntes Bakterium, das Traubenzucker in eine bestimmte Säure verwandelt. Am allerbesten aber gefällt es den Hausfrauen, daß dieser Schwamm — Tee trinkt. Ja, in allem Ernst! Man legt ein Stückchen Pilz in eine Schale mit Tee, der genau wie jeder andere Tee mit tosendem Wasser und Zucker zubereitet wird, und siehe! Die

Keime vermehren sich unter Säurebildung, und japanischen Schwamm heranzüchten. Die Wiener man kann sich selbst einen solchen geheimnisvollen Hausfrauen sind sich darin einig, daß sie sich bedeutend wohler und frischer fühlen, seitdem sie den Schwamm im Haushalt verwenden, daß sie weder Darm- noch Magenstörungen mehr verspüren, und da der medizinische Befund diesem Glauben nicht widerspricht, so scheint dem Siegeszuge dieses Geheimnisses aus dem fernen Osten auch in Deutschland nichts im Wege zu stehen.

Das Prinzip aller dieser Kuren ist natürlich das gleiche. Die Verdauung soll gefördert, alle Schlacken sollen aus dem Körper entfernt werden. Daß dadurch ein Gefühl von Frische und Elastizität entsteht, ist selbstverständlich. Deshalb wird auch, vor allem in Weinregionen, wo die Trauben billig sind, den Trauben eine erneute Aufmerksamkeit geschenkt. In Deutschland ist in letzter Zeit eine sehr hübsche, handliche Traubenpresse für den Hausgebrauch auf den Markt gekommen, die natürlich auch für andere Früchte verwendet werden kann. Ihre

Handhabung ist sehr einfach. Die Hausfrau schraubt den Presser in das eigentliche Gefäß hinein; er drückt sich auf die Früchte, preßt sie aus, und der Saft fließt durch eine Ausgüßöffnung in den Fruchtbehalter. Die Traubenturen werden von den Ärzten als Mittel gegen bestimmte Krankheiten, vor allem Gicht, verordnet. Über welcher Befunde hätte nicht auch den Wein, täglich einige Pfund über Weintrauben zu verschleimen, wie es die Kur vor schreibt, oder den entsprechenden Traubensaft zu trinken? Auch bei dieser schmackhaften und beliebten Herbfürbe beruht die Wirkung in der Hauptsache auf dem verdauungsfördernden Einfluß der Weinsäure. Es fehlt jetzt nur noch ein ebenso schmackhaftes Mittel, um auch die fettigen Schlacken, die sich immer wieder durch Sorgen und Kummer, durch Angst und Unruhe ansammeln wollen, von der Seele zu spülen — dann erst haben die Herbfürben, die billigen und die kostspieligen, die älteren und die neuzeitlichen, wirklich ihren vollen Zweck der Gesundung und Verjüngung erfüllt. M.

Die Sache mit dem Windhund

Der Bergmofer in München hat einen prachtvollen, rauhaarigen schottischen Windhund ge-
habt. Den hat er den Namen „Baden“ gegeben, weil der ganz allein, ohne Jäger, einen Hasen, ja sogar einen Fuchs langen konnte. Er hat gar hohe Wäpfe gehabt und ist deswegen auch gefast wie ein gealter Bih, wenn er hinter einem Hasen her war. Aber wie der Bergmofer das letztemal auf dem Osterfest war, zu dem er natürlich seinen Baden mitgenommen hat — ohne ihn ist er keinen Schritt aus dem Haus gegangen —, da ist er halt doch zu lang in der Brauerei geblieben, weil halt das Bier gar so viel gut war, und das Ende vom Lied ist gewesen, daß der Bergmofer auf 'n Nacht ohne seinen Baden heimgekommen ist.

Am andern Morgen hat er erst gemerkt, was passiert ist. „D. Herzog, Seid, no amall! Kruzifig, Kruzifig!“ — so hat er in einem Trumm hin geschreit. Aber davon ist der Baden hat nicht wieder hergekommen. Gleich ist der Bergmofer dann zum Waidhüter untl, weil er dort seinen Spej, den Ferkel, immer beim Frühstücken trifft. Das ist ein ganz gewichtiger, und der wird schon wissen, was da zu tun sein wird, daß man den Baden wieder hertriegt.

Am Waidhüter sieht auch richtig der Ferkel schon bei der zweiten Maß. „Grüß dich, Bergmofer! Da, was is denn jetzt dir über die Leber gema, daß d' gar so herchaust wie a verbrennte Wanz...?“ Und dann hat halt der Bergmofer erzählt, wie er auf der Osterwiefe'n zuviel eingossen hätte, wie er dann halt nimmer so ganz nüchtern gewesen ist und am andern Tag in der Früh gemert hat, daß er seinen Baden nimmer hat.

„Ja“, sagt der Ferkel, „mir einfacher wie dös. Da geht halt jetzt zu der Zeitung und ruft a Inzerat ein, daß der Hund gegen Belohnung bei dir abzugeben wär!“

Da kanzst scho recht ham“, meint der Bergmofer und tut einen lächlichen Zug aus dem Waidhüter. Dann hat er gleich das Inzerat aufgelegt und ist in die Zeitung gegangen, damit's gleich hinein-
kommt.

Das Inzerat ist erschienen, aber der Baden ist

nicht gebracht worden. War halt ein gar schöner Hund, den keiner wieder hat hergeben wollen für so eine winzige Belohnung, wie man sie gewöhnlich kriegt, wenn man einen entlaufenen Hund zurückbringt.

Da ist der Bergmofer wieder ins Waidhüterbräu gegangen und hat seinen Freund Ferkel erzählt, daß keine Menschenleese nicht gekommen wär, und daß er seinen Baden immer noch nicht hätte. „Wer'n mir glei hom!“ sagt der Ferkel. „Woast, der Materialismus hat die Zeit alle miteinander beim Schwelmen. Muost halt mit der Würst nach der Specklein' werfen...“

„Ja, wie machert?“ fragt der Bergmofer und schaut so bösd, wie er nur kann.

„Nur mir machert“, sagt der Ferkel drauf. Dann hat er sich von der Zenzl Papier und Eintrommen lassen und hat ein neues Inzerat aufgelegt. Da ist aber dein gelandert: „Mein ent-
laufenen schottischer Windhund gegen 100 Mark Belohnung abzugeben bei Ferkel Dilmann in der Bingeraner Straße 6.“

Am nächsten Tag hat das Inzerat in der Zeitung gelandert, grad so, wie's der Ferkel aufg'legt g'habt hat. Und die Zeitung war noch keine drei Stunden fertig, daß Klingel's schon beim Ferkel in der Wohnung, und ein Mann ist draußen gelandert, der einen Hund bei sich gehabt hat. Der Ferkel macht auf, und wie er sieht, daß das der Baden vom Bergmofer ist, hat er den Mann mit dem Hund schon freundlich eingeladen, er soll doch

Faschistische Höflichkeit

Ich stehe auf der Ranta Trogara auf Capri und sehe hinunter auf die Faragloni. Da kommt ein junger Mann auf mich zu. In Faschistenuniform, deutet dann mit dem Zeigefinger aufs Wasser und sagt: „Signore, il mare! Monsieur la mer. Sir, the ocean. Mein Herr, der Meer!“ Und dann streckt er trintgeltelnd die Hand aus.

herinkommen. „Bit' schön, wenn Sie Blau nehmen wollen...“ Sie müssen mich nur einen Augenblick entschuldigen; ich komm' sofort wieder herein. Machen Sie sich's demselb' nur tomad... Nein, net auf den Stuhl! Sehen Sie sich nur auf's Sofa! Bei mir brauchen Sie net schenkerlich sein...“

„So, wo haben Sie denn den Hund her?“
„Der is mir jug'laufen auf der Osterwiefe!“
„So, so. Auf der Osterwiefe?“

„So, und weil Sie in die Zeitung gefast haben, daß man ihn abgeben soll in der Bingeraner Straße 6, gegen eine Belohnung von 100 Mark, da hab' ich ihn dann hergebracht...“

„Is scho recht. Dös hat alles seine Richtigkeit. Wer mir me're'n Windhund bringt, der kriegt auch 100 Mark. Aber der Hund da, den Sie hergebracht haben, der ist n'cht der meigne. Tut mir leid, aber da ham' S' halt kein Glück net g'habt...“

Am gleichen Augenblick klingelt draußen, und ganz atemlos kommt der Bergmofer herein. Kaum hat er die Zimmertür aufgemacht, da springt der Baden auf und kann sich gar nicht lassen vor lauter Freud, daß er sein Herrle wieder hat. „Schaun S', Herr“, sagt der Ferkel, „daß dös nicht der meigne Hund ist. Der g'hort dem Herrn Bergmofer. Und wenn er ihnen jug'laufen is, müossen S' ihn ja wieder an den rechtmäßigen Besitzer abliefern. Da gib't's toan Rabi.“

Jetzt ist natürlich nichts weiter übrig geblieben. Der Bergmofer hat seinen Windhund wieder ge-
habt, und der Mann, der ihn gebracht hat, ist mit 2 Mark Funderlohn zufriedengewesen, weil er halt das Ried gehobt hat, daß es nicht der Hund vom Ferkel war. Aber recht gramig hat der Mann schon dreing'schaut, wie er mit seinen zwei Mark fortgegangen ist, wo er doch gemeint hat, er tät hundert kriegen. Den Hund vom Ferkel hat er aber gar nicht bringen können, weil der Ferkel in seinem Leben überhaupt keinen gehabt hat.

Wie die zwei Spej'n wieder allein sind, sagt der Bergmofer: „Woast, Ferkel, a ganz a durchtriebener Bazi bist scho. Jetzt woast i bloß net, wo der größere Windhund is: mei Baden oder du!“ Fix.



von WALTER SCHIRMEIER

(40. Fortsetzung.)

Lorenz Zahn hatte Einwendungen erhoben. „Warte doch noch mit dem Autokauf, bis dieser verdammte Streik beendet ist“, riet er seinem Sohn. „Wen man sieht, daß du dir gerade jetzt ein Auto kaufst, wird man es als Provokation auslegen.“

„Läß sie ruhig“, verteidigte Eberhard seine Ansicht. Er verzog hochmütig den Mund. „Böh — hatte er es nötig, sich darum zu kümmern, ob die Herrschaften drüben in der Kneipe, sein Auto als Provokation empfanden oder nicht.“

Daß der Alte sich immer noch nicht ganz von seinen — hm — merkwürdigen Ansichten freimachen konnte! Im allgemeinen hatte er sich ja sehr zu seinen Gunsten verändert, aber manchmal vertiefte er doch wieder in seinen alten Fehler.

„Wenn schon“, fuhr er fort. „Dann werden sie daraus sehen, wie wenig Gedanken wir uns über ihren Streik machen. Wie wenig er uns überhaupt berührt. Bloß nichts anmerken lassen, sonst werden sie frech!“

„Von da an stand jeden Tag von morgens um neun bis nachmittags um vier der hellgraue Roadster auf der Straße. Eberhard trug beim Fahren hellgelbe Walschleiderhandschuhe. Manchmal holte er Esfriebe ab und sie fuhren zusammen ein paar Stunden spazieren.“

Esfriebe hatte wieder zugenommen. Sie wog jetzt 74 Kilogramm und machte ver-

zweifelte Anstrengungen, um wenigstens wieder auf den alten Stand von 144 Pfund herunterzukommen.

Neuerdings probierte sie eine Kombination von Dr. Richters Frühstücker und Quersfeldeinlauf aus. Das heißt, sie trank morgens auf den nüchternen Magen eine große Tasse Tee und unternahm dann einen ausgedehnten, zweistündigen Spaziergang quer durch den Wald.

Wenn sie davon nach Hause kam, war sie so ausgehungert, daß sie eine doppelt so große Portion Frühstücker verschlang, als sie sonst gegessen hätte. Dadurch wurden Frühstücker und Waldlauf wieder reichlich nett gemacht.

Grete hatte sich von Herta Mühlendorf die Adresse geben lassen. Es war eine Frau Kollmann, die in der Waisstraße im Norden wohnte.

An einem der folgenden Abende ging sie hin. Es war ein altes Haus; sie mußte über den Hof in ein dunkles „Gartenhaus“, zu dem kein Garten vorhanden war. Auf der Treppe roch es nach Essen, Feuchtigkeit und Unrat. Die Klosetts befanden sich im Zwischentod und wurden von allen Mietern gemeinsam benutzt.

Frau Kollmann wohnte im vierten Stock. Grete entzifferte mühsam das Türschild. Sie klingelte.

Von drinnen wurde erst durch das Guckloch gepöht, dann öffnete eine ältere, nachlässig angezogene Frau die Tür. Ohne ein Wort zu sagen, zog sie Grete am Arm in die Wohnung und warf die Tür wieder zu.

„Nicht so lange draußen stehen bleiben“, lächelte sie breit über ihr schwammiges Gesicht. „Brauch keiner sehen, wer zu mir kommt.“ Sie sprach das Deutsche nur mühsam und mit dem Akzent des Osteuropäers. „Von wem Sie geschickt sind?“ fragte sie

und machte in der Küche einen Stuhl frei, auf den sich Grete hinsetzte.

„Ich komme durch Fräulein Mühlendorf“, sagte Grete. Sie war eingeschüchert. „Hätte ich doch Robert mitgenommen“, dachte sie.

„Fräulein Mühlendorf ist gute Kundin. Immer zufriedene gewesen.“ Die Frau wurde sachlich. „Bei Ihnen — wievielter Monat?“

„Acht Wochen.“

„Können Sie zu Hause, oder wollen Sie bei mir bleiben?“

„Meine Eltern wissen Bescheid. Ich kann zu Hause liegen.“

„Gut. Wann wollen Sie kommen? Muß aber bald sein, ich werde verreisen nächstens.“

„Heute ist Montag — wäre es Ihnen recht, wenn ich am Donnerstag komme?“

Die Frau dachte nach. „Donnerstag — ja. Dann geht's. Sie sind um acht abends bei mir.“

„Ja. Und was kostet es?“

„Zwanzig Mark.“

Bedrückt ging Grete nach Hause. Sie hatte solche Angst. Die Frau sah so schmuddlig aus, so unsauber. Wenn ihr nun was passierte? —

Aber was half's? Es mußte ja doch gemacht werden! Vielleicht hätten sie einen Arzt gefunden, der es ihr weggebracht hätte. Aber da müßten sie mindestens 75 Mark bezahlen, und hier kostete es nur zwanzig. Sie hatte doch kein Geld, Robert mußte alles bezahlen. Und wenn er jetzt arbeitslos wurde, mußte er seine paar hundert Mark auch zusammenhalten.

Sie schlief unruhig in dieser Nacht. Immer wieder träumte sie von der unaufgeräumten Wohnung und der schmutzigen Frau in der Waisstraße.

Als sie am Morgen gegen neun zum Streitolal kam, wunderte sie sich, daß auf der anderen Seite niemand Streitposten stand.

Sie kam in das Vereinszimmer. Außer Martha Wiefener und Lucie Schmidt war kein Mensch anwesend. Mit einem erschauerten: „Manu, heute so leer? — Guten Morgen“, trat sie zu den beiden an den Tisch.

„Maria Wiefener winkte ab. „Hättest dir die Mühe erproben können, heute herzukommen, Grete.“

„Was ist denn bloß los?“

„Gar nicht is los. Uns ist es. Borbei. Streik abgeblasen. Tatituta“, erklärte Lucie mit erzwungener Lebhaftigkeit.

Grete setzte sich auf einen Stuhl. „Davon weiß ich ja garnichts. Tut mir mal einen Gefallen und erzählt mir, was eigentlich los ist!“

„Paß auf!“ Martha liesen vor But die Tränen herunter. „Unsere samolen Kolleginnen — nicht alle, aber ein großer Teil — haben heimlich hinter unserem Rücken eine Zusammenkunft gehabt und beschlossen, von heute ab wieder arbeiten zu gehen. Das ist alles!“

„So. Das ist alles.“ Grete hob mit einer mühsamen Bewegung die Hände und ließ sie wieder sinken. „Das genügt ja. Dann können wir ja ruhig nach Hause gehen.“

„Maria hat nicht alles erzählt“, sagte Lucie. „Alle haben sie sich nicht so bundsgemein betragen. Ungefähr zwanzig haben gesagt: „Nein, das machen wir nicht mit“, und waren gestern, nachdem du schon gegangen warst, noch hier und haben uns Bescheid gebracht. Wir haben hin und her überlegt, was zu tun ist. Schließlich haben wir ihnen gesagt, sie sollen sich den anderen anschließen und ruhig arbeiten gehen. Es hätte ja keinen Zweck, wenn nur ein kleiner Heil weiterstreifen wollte. Dafür kriegen die Chefs schon Ergib, und die Mädels würden für ihr anständiges Verhalten bloß rausfliegen.“

(Fortsetzung folgt.)